

Die Indianer Nordamerikas

Eine Studie von Theodor Waitz,

Überarbeitete und korrigierte Auflage, Juni 2017.
Originalausgabe von 1865, Friedrich Fleischer, Leipzig

Die Indianer Nordamerikas

Eine Studie von Theodor Waitz

Überarbeitete und korrigierte Auflage, Juni 2017.
Originalausgabe von 1865, Friedrich Fleischer, Leipzig

Impressum

Verlag: epubli GmbH, Berlin, www.epubli.de

Carsten Rau (Hrsg.)
Treskowallee 36,
10318 Berlin

www.barbarusbooks.de

Erstauflage von 1865

1. überarbeitete und korrigierte Auflage 2017

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte der Verbreitung auch durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Weitergabe, Tonträger jedweder Art, auszugsweisen Nachdruck oder Einspeicherungen in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten und benötigen die Genehmigung des Herausgebers und Autors.

Printed in Germany

Covergestaltung: Carsten Rau.

Bildnachweis Vorderseite: "Twenty Years among our hostile Indians ... Fully illustrated from original photographs" Author: Humfreville, J. Lee. New York, 1899.

Bildnachweis Rückseite: "The United States of America. A study of the American Commonwealth, its natural resources, people, industries, manufactures, commerce, and its work in literature, science, education and self-government". Edited by N. S. Shaler; 1894 London

Vorwort

Als der Verfasser dieses Buches sein berühmtes, leider noch nicht vollendetes Werk: „Die Anthropologie der Naturvölker“ schrieb, gelangte er bei Bearbeitung desjenigen Teiles, welcher den Indianern Nordamerikas gewidmet ist, zu der Überzeugung, dass in der Öffentlichkeit eine ziemlich falsche Vorstellung vom Charakter dieser „Wilden“ verbreitet ist. Durchdrungen vom Mitgefühl für die aufs Schlimmste verkannten Indianer glaubte er dem allgemein herrschenden Irrtum durch eine wahrheitsgemäße Darstellung des Charakterbildes derselben entgegenzutreten, insbesondere aber die Meinung bekämpfen zu müssen, dass die indianischen Ureinwohner unfähig zur Zivilisation seien.

Zugleich hatte der Verfasser bei Bearbeitung des vorliegenden Werkes bei wenig zugänglichen Quellen viele den Indianercharakter treffend illustrierende Tatsachen und Züge aufgefunden, auf die er in seinem größeren Werk nur kurz hinweisen konnte, die aber in ihrer vollen Ausdehnung für jeden einen vollständigen Aufschluss über das innere Leben und die geistige Befähigung des Indianers gewähren. Diese unter einheitlichem Gesichtspunkt gebrachten Tatsachen reihen sich nun im vorliegenden Werk zu einem geschlossenen Ganzen zusammen. Der einheitliche Gesichtspunkt ist eben die von Waitz behauptete geistige Befähigung des Indianers zur Zivilisation und der leitende Gedanke daraus, uns durch genauere Darlegung des Lebens und Arbeitens des Indianers und durch Schilderung der Lebenslage, im Zusammenhang mit der ihm umgebenden Natur sowie mit dem Kontakt mit den Weißen, eine andere humanistische Sichtweise auf diese „wilden“ Menschen zu zeigen, welche durch natürliche Verhältnisse und durch historische Schicksale keine Schuld tragen, wenn sie noch nicht mehr als bisher für die Zivilisation zugänglich geneigt sind.

Das vorliegende Buch ist somit ein Nebenprodukt der Studien zu jenem größeren Werk, behandelt eine der wichtigsten Fragen des Menschenwohles, das Wohl und Weh einer großen, von den Weißen unterschätzten und verfolgten Rasse und wendet sich als

guter Anwalt dieser Menschen an die Einsicht aller Gebildeten. Das Manuskript des Buches lag schon seit einiger Zeit im Schreibtisch des Verfassers, als dieser unerwartet schnell starb. Fertig bis auf den Schluss (über die Indianerpoesie), welcher durch einige Notizen hinlänglich vorbereitet war, hatte es der Verfasser für eine spätere Zeit zurückgelegt. Als mir nun der Verleger dieses Manuskript übergab, um es zum Druck fertig zu schreiben, zeigte sich mir bei der genaueren Durchsicht der Dokumente sogleich in jeder Zeile, wie der Verfasser, dessen ungemeiner Fleiß und kritische Sorgfalt beim Quellenstudium in der gelehrten Welt schon hinlänglich bekannt sind, ebenso sehr mit der den Menschenfreund kennzeichnenden Lust und Liebe, wie mit der Meisterschaft des völlig vorurteilsfreien Psychologen das Ganze bearbeitet hatte. Mir selbst oblag bei Herausgabe des Werkes außer der Durchsicht des in Einzelheiten schwierig zu lesenden Manuskripts bei Beaufsichtigung des Druckes lediglich die Redaktion einiger notwendiger Einfügungen. Die von mir herrührenden Zusätze betreffen hauptsächlich die Angabe der Kopfzahl der Indianer in der Neuzeit, die Anführung einiger charakteristischer Indianer-Anekdoten, welche Waitz selbst (nach gewissen Andeutungen im Manuskript) nachzuholen gedachte sowie die Herstellung des Schlusses nach Waitz's eigenen Notizen und nach den von ihm selbst in seinem größeren Werk abgeschlagenen Gedanken-gang. Endlich glaubte ich auch durch Hinzufügung der Überschriften im Text sowie durch das Schreiben einer Inhaltsangabe eine größere Übersichtlichkeit zu erzielen.

Noch habe ich aber als Herausgeber des nachgelassenen Werkes eines allgemein geschätzten Schriftstellers die Pflicht, einen Bericht über manche noch wenig bekannte Momente aus dem Leben desselben mitzuteilen. Der schon in seinem 43. Lebensjahr verstorbene Verfasser wurde im Jahr 1821 zu Gotha geboren und war der einzige Sohn höchst begabter Eltern. Sein Vater stand als Pädagoge und Geistlicher in großer Achtung. Schon früh zeichnete sich der Knabe durch Wissbegier, Ordnungsliebe und Fleiß aus und zeitig erwarb er sich eine feste sittliche Haltung. Dabei ge-

wann er die Fürsorge einer edlen Fürstin des herzoglichen Hauses zu Gotha, welche ihn, solange sie lebte, an sich zog, als wäre er ihr eigenes Kind. Nachdem er in Jena Philologie zu studieren begonnen hatte, wendete er sich nach Leipzig, wo ihn der bekannte Professor der Philosophie Drobisch für das Studium der Mathematik und der Herbart'schen Philosophie gewann. Kaum hatte er das 20. Jahr erreicht, so wurde ihm Gelegenheit gegeben, mit Bearbeitung des Aristoteles nach Rom und Paris zu reisen. Die ausgezeichnete kritische Ausgabe des „Organon“ war der Ertrag dieser Reise. In demselben Jahr 1844, wo diese Arbeit erschien, erhielt er einen Ruf an die Universität Marburg, wo er bis zu seinem Tod Vorlesungen über Philosophie hielt. Fort und fort bis zu seinem Lebensende widmete er sich in unersättlichem Wissensdrang ausgedehnten Studien. Er erlernte erst in den letzten Jahren mehrere Sprachen, darunter Spanisch und Holländisch. Namentlich führte ihn das Bestreben, seine Kenntnisse in allen Gegenständen des Wissens zu erweitern und einen tieferen Einblick in die Vorgänge der Natur zu gewinnen, zu einer genaueren Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, unter anderem mit der Chemie und Anatomie. Mit ungemeinem Eifer vervollständigte er sein historisches, geographisches und ethnographisches Wissen auf auswärtigen Bibliotheken, welche er während der Ferienzeiten besuchte. Die Früchte dieser Studien, seine Werke, zeichnen sich aber nicht bloß durch große Gelehrsamkeit, sondern auch durch eine einfache, klare und schmucklose Darlegung der Ergebnisse seines Nachdenkens und seiner kritischen Untersuchungen aus. Als die vorzüglichsten seiner Werke nennen wir seine „Grundlegung der Psychologie“ (1846), sein „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft“ (1849), seine „Pädagogik“ (1852) und schließlich seine auch vom Ausland bewunderte „Anthropologie der Naturvölker“ (1859 — 64). Über der schwierigen Bearbeitung dieses letzteren Werkes brach seine Kraft zusammen. Doch hatte er Zeit gefunden, angeregt durch die umfangreichen Studien über die Indianervölker, welchen er sich bei Bearbeitung dieses Werkes widmen musste, die vorliegende Schrift zu verfassen, die ihm gewiss noch nach seinem Tod zahlreiche Freunde erwerben wird.

Leipzig, im November 1864.
Dr. Ploss

Inhaltsverzeichnis

CHARAKTERISTIK DES INDIANERS IN ETHNOGRAPHISCHER HINSICHT _____	1
Mannigfaltigkeit der Indianersprachen _____	5
Wanderungen der Indianerstämme in früherer Zeit _____	11
Abnahme und Untergang der Indianer durch Kriege, Branntwein und Krankheit _____	14
Ungefähre Zählung der Indianer _____	18
Übersicht der Indianerstämme nach ihrer geographischen Verbreitung _____	22
Veränderung des Indianercharakters nach Berührung mit den Weißen _____	24
HISTORISCHE SCHICKSALE DER INDIANER _____	31
Geschichte der Niederlassungen der Engländer in Virginia _____	31
Geschichte der Niederlassungen der Engländer in Massachusetts _____	38
Sittliches Sinken der Indianer infolge der Behandlung durch die Engländer _____	46
Die Kriege mit den Creeks, Choktaws, Chickasaws und Chirokees _____	48
Ernstes Streben der Indianer zum Fortschritt und zur Zivilisation _____	50
Der Krieg mit den Seminolen _____	53
Die Umbildung des Indianercharakters der südlichen Stämme _____	56
Der Einfluss der Weißen auf die nördlichen Stämme der Irokesen _____	59
Annäherung des Indianers an zivilisiertes Leben _____	69
ZIVILISATIONSFÄHIGKEIT DES INDIANERS _____	77
Einzelne Beispiele befähigter Indianer _____	82
PHYSISCHE EIGENTÜMLICHKEITEN DES INDIANERS _____	89
Künstliche Abplattung des Schädels _____	94

KULTURHISTORISCHE SCHILDERUNG _____	96
Subsistenz- und Genussmittel _____	97
Der Büffel und die Prärie _____	100
Äußere Ausstattung des Lebens _____	108
Familienleben und geselliger Verkehr _____	112
Die Stellung der Frau in der Familie und die Polygamie ____	113
Erziehung der Kinder _____	116
Namensgebung der Kinder _____	118
Anstand, Ernst und Würde des Indianers _____	119
Standhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen _____	121
Schweigsamkeit im geselligen Verkehr _____	121
Politische und soziale Verhältnisse _____	124
Geringes Zusammenhalten im Krieg _____	126
Der Bund der „sechs Völker“ _____	127
Häuptlinge für Krieg und Frieden _____	130
Die Abstammung von der Mutter bestimmt über edle oder unedle Geburt _____	131
Ursachen der inneren Indianerkriege _____	133
Art der Kriegsführung _____	135
Der Skalp als Trophäe _____	137
Temperament und Charakter _____	138
Grausamkeit und Rachedurst _____	140
Ehemaliger Kannibalismus _____	143
Religion _____	145
Der Glaube an den Riesen Haokah _____	153
Weitere Gottheiten der Indianer _____	155
Glaube an das Leben nach dem Tod _____	158
Selbstpeinigung als Gottesverehrung _____	160
Der Skalptanz _____	162
Medizinmänner und Wundertäter als Veranstalter von Festen _____	164
Der Sonnen- und Hundetanz _____	165
Abergläubische Vorstellungen von den Tieren _____	166
Die „Medizin“ der Indianer _____	170
Die Medizinmänner _____	170
Mannigfache Arten des Aberglaubens _____	173
Erfolglosigkeit der Missionare _____	176
Sittliche Vorstellungen _____	178
Rechtsbegriffe der Indianer _____	178
Vorstellungen von Strafe und Wiedervergeltung _____	180
Ehrlichkeit, Lüge und Diebstahl _____	183

Das Schließen und Halten von Verträgen _____	185
Intellektuelle Bildung und Begabung _____	193
Bilderschrift _____	194
Unvollkommene Erkenntnis der Zeiteinteilung _____	196
Die Beredsamkeit _____	197
Witz und Schlaueit _____	198
Indianerpoesie _____	203
Liebeslied _____	204
Kinderlied _____	205

Charakteristik des Indianers in ethnographischer Hinsicht

Wer die uns bekannten Namen der Indianerstämme Nordamerikas überfliegt, kann sich leicht schon durch die bloße Anzahl derselben von dem Versuch abgeschreckt finden, sie zu schildern. Ihre Anzahl beträgt weit über vierhundert. In der Tat würde ein solcher Versuch ein Unternehmen von unermesslicher Ausdehnung und zum Teil unüberwindlichen Schwierigkeiten sein, wollte man die Untersuchung auf die Eigentümlichkeiten, die Stamm- und Sprachverwandtschaften, die Geschichte und die Wanderungen, das äußere und innere Leben dieser Völker in ihrem ganzen Umfang erstrecken. Viele dieser Fragen nehmen zu ihrer Lösung eine sehr lange Reihe besonderer Studien für sich in Anspruch. Viele dieser Studien verlangen, dass das zu ihrer erfolgreichen Behandlung erforderliche Material erst herbeigeschafft und verarbeitet werden muss und viele werden endlich, selbst wenn alles für sie geschehen ist, nur einer annähernden mehr oder weniger wahrscheinlichen Beantwortung fähig sein.

Unter solchen Umständen ist es unerlässlich, die Aufgaben zu teilen und denjenigen Teil, welchen wir uns gegenwärtig zur Bearbeitung gewählt haben, besteht in der Schilderung des ursprünglichen Indianercharakters, in der Darstellung des inneren Lebens, der geistigen Fähigkeiten und Eigentümlichkeiten der Indianer.

Ein solches Charakterbild zu geben wird wesentlich erleichtert durch die typische Gleichartigkeit, welche sich in den Sitten, den Vorstellungen und der Lebensweise der Indianer Nordamerikas überall findet, wo der Verkehr mit Einwanderern aus Europa noch keinen oder nur einen geringen Einfluss auf ihre Umbildung ausüben konnte. War es freilich eine starke Übertreibung, wenn Rei-

sende behauptet haben, dass die demselben Stamm angehörigen Individuen bei den wilden Völkern der mongolischen und amerikanischen Rasse einander schon im Äußeren so sehr glichen, dass man (nach einer bekannten Äußerung Ulloas über die Amerikaner) alle kenne, wenn man einen gesehen habe, so ist doch nicht zu bezweifeln, dass erst die Zivilisation es ist, als deren Folge sowohl äußere als auch innere Verschiedenheiten unter Stammverwandten in weit größerem Umfang auftreten als im Naturzustand. Selbst Männer und Frauen sind nach den Gesichtszügen allein bei vielen Indianerstämmen nicht zu unterscheiden

Lässt sich diese Gleichförmigkeit der äußeren Erscheinung aller Indianervölker Amerikas allerdings als eine feststehende Tatsache betrachten, die ebenso wohl im nächsten Zusammenhang mit der niederen Bildungsstufe und der im Vergleich mit europäischen Völkern sehr großen Gleichartigkeit ihres inneren Lebens, als auch mit der Tatsache steht, dass verschiedene Indianervölker sich nicht miteinander zu vermischen pflegen, so wird man sich vor zwei irrtümlichen Ansichten hüten müssen, die sich leicht von selbst an diese Bemerkung anschließen.

Die erste besteht darin, dass man mit jener Gleichförmigkeit und mit dem niederen Bildungsstand auch sogleich eine geringere Bildungsfähigkeit verbunden gedenke, wogegen vorläufig die Bemerkung Prichards warnen mag, dass Reisende aus zivilisierten Ländern von wilden Völkern wegen der Einförmigkeit ihrer Lebensgewohnheiten stets den Eindruck einer großen Ähnlichkeit ihrer ganzen Erscheinung und ihres Ausdruckes erhielten und dass die Römer dieselbe Erfahrung an den alten Germanen machten. Der andere Irrtum ist der, dass man sich diese Gleichförmigkeit häufig als weit bedeutender vorgestellt hat als sie ist.

Allerdings bestätigen Beobachter, deren Urteil unbedingtes Vertrauen in dieser Rücksicht in Anspruch nehmen kann, die allgemeine Ähnlichkeit der Züge, die bei allen Indianervölkern vom Feuerland bis zum Lorenzstrom und bis zur Beringstraße auf den ersten Blick auffällt. In diesem Sinn spricht sich A. v. Humboldt aus und Morton äußert sich, nur die Eskimos ausnehmend, auf ganz ähnliche Weise. Wie groß indessen der Spielraum zu denken

sei, der innerhalb dieses allgemein gleichförmigen Typus für die Verschiedenheiten der einzelnen Stämme noch übrig bleibt, wird man leicht aus Folgendem ermessen können.

Morton selbst hebt ausdrücklich hervor, dass einige Stämme eine längliche Kopfform haben, andere eine runde. Von früheren Schriftstellern sprach sich Molina über die vorhin angeführte und so oft wiederholte Bemerkung Ulloa's dahin aus, dass er sie lächerlich finde und dass man sich hauptsächlich durch die Ähnlichkeit der Hautfarbe zu einem solchen Urteil habe verführen lassen, welche nur auf einem vagen Schein von Gleichförmigkeit beruhe. Alle Stämme, die er selbst gesehen habe, besäßen deutlich unterschiedene eigentümliche Züge und ein Chilene sei von einem Peruaner nicht weniger verschieden als ein Italiener von einem Deutschen. Noch weiter geht d'Orbigny, der sogar sagt, ein Peruaner unterscheide sich stärker von einem Patagonier und dieser von einem Guarani, als ein Grieche von einem Äthiopier oder von einem Mongolen, wozu er noch überdies die wichtige Bemerkung macht, dass die Ähnlichkeit der einzelnen Individuen, die demselben Stamm angehörten, allerdings eine sehr bedeutende und bestimmt markierte sei.

Es erinnert dies vor allem daran, wie äußerst relativ eine Bestimmung ist, welche vielen Stämmen einen gleichen allgemeinen Typus zuschreibt. Wie nach Morton wesentlich verschiedene Kopfformen bei den Indianern vorkommen, so auch bedeutend verschiedene Hautfarben, die in Südamerika im Westen im Allgemeinen olivbraun, im Osten dunkel-gelb ist. Neben Völkern von mächtigem Körperbau, hohem Wuchs und athletischem Ausdruck finden sich auch kleine, magere, schwächlich aussehende. Außer der ovalen Gesichtsform kommt auch die fast runde und die lange viereckige vor, während der Ausdruck des Gesichts gewöhnlich ernst und ruhig gleichförmig ist, obwohl nicht bei allen Stämmen. Die Augen, bald tief liegend, bald stärker heraustretend, stehen zwar meist horizontal, doch konvergieren sie namentlich bei den Guaranis nach innen, ähnlich wie bei den Mongolen.

Die Grenzen der Charakterschilderung, welche wir zu geben beabsichtigen, werden ferner dadurch bestimmter gezogen, dass

eine solche nach den bis jetzt uns vorliegenden Nachrichten fast nur in Rücksicht derjenigen Indianerstämme möglich ist, welche innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten an dessen Nord- und Südgrenze und westlich von ihm bis zum Felsengebirge wohnen. Die Nachrichten, welche wir über die übrigen besitzen, sind zu wenig ausführlich und zusammenhängend, als dass sich eine psychologische Charakteristik derselben in einigermaßen befriedigender Bestimmtheit geben lasse. „Die Erkenntnis der Länder von Nordamerika jenseits der Grenzen der Vereinigten Staaten“, sagt Prichard, „ist verhältnismäßig sehr beschränkt“. Die Untersuchungen der englisch-amerikanischen Sprachforscher haben sich größtenteils der Geschichte derjenigen Stämme zugewendet, welche innerhalb jener Grenzen liegen. Da sich jedoch das Gebiet der großen Republik nach Süden und Westen ausdehnt, so ist nicht zu zweifeln, dass sich unsere Erkenntnis in wenigen Jahren auch auf die verschiedenen Völker und Sprachen erstrecken wird, welche die weiten Länder im Norden von Mexiko und im Westen des Felsengebirges bewohnen. Gegenwärtig ist es unmöglich, diese Völker auch nur mit einiger Sicherheit in Familien zu gruppieren, namentlich auf dem Gebiet von Neu-Kalifornien und Neu-Mexiko. Vielleicht haben wir nicht einmal Ursache wenigstens in Rücksicht auf den vorliegenden Zweck, diese allerdings bedeutende Lücke unseres Wissens sehr zu beklagen, wegen der erwähnten bedeutenden Gleichartigkeit der Eigentümlichkeiten, die sich auf alle diese Stämme zu erstrecken scheint. Um jedoch zu keiner unstatthaften Verallgemeinerung Veranlassung zu geben, müssen wir ausdrücklich darum bitten, im Auge zu behalten, dass sich unsere spätere Darstellung (wo nicht das Gegenteil besonders erwähnt ist) nur auf das bezeichnete Ländergebiet und seine ursprünglichen Bewohner bezieht.

Vielleicht erwartet man hier zur Einführung in den Gegenstand, mit welchem wir uns beschäftigen wollen, vor allem eine übersichtliche Gruppierung der Indianervölker nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit. Dieser Erwartung zu entsprechen müssen wir jedoch ablehnen, denn so zweckmäßig allerdings eine solche Einleitung sein würde, so hat ein Versuch dieser Art, abgesehen

davon, dass er wertlos sein würde, wenn er sich nicht zu einer umfangreichen und schwierigen neuen Arbeit ausdehnte, so vieles Gewagte und Missliche, wenn er auch nur in den wesentlichsten Punkten vom Tadel willkürlicher Behandlung sich frei halten soll, dass wir es vorziehen müssen, von ihm ganz abzustehen. Von minder gewissenhaften Schriftstellern ist er oft, von den scharfsinnigsten und gelehrtesten dagegen bis jetzt immer nur so gemacht worden, dass sie sich in Rücksicht bei weitem des größten Teils der Indianerstämme mit einer bloß äußeren Nebeneinanderstellung begnügten, welche durch die geographische Lage gegeben war, wogegen sie die Gruppierung derselben nach ihrer Stammverwandtschaft, wo sie ihnen möglich schien, selbst noch als erheblichen Zweifeln unterworfen betrachteten. Dagegen wird es für unseren besonderen Zweck von Nutzen sein, die Hauptpunkte wenigstens zu berühren, in welchen jene wesentlichen Schwierigkeiten liegen, die einer sicheren Gruppierung der Stämme nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit entgegenstehen. An erster Stelle ist hier die Menge und Verschiedenheit der Sprachen zu nennen, an zweiter die größtenteils unbekanntem Wanderungen, das starke Zusammenschmelzen und Einverleiben oder gänzliche Aussterben vieler Indianervölker.

MANNIGFALTIGKEIT DER INDIANERSPRACHEN

„Wir verdanken die erste Kenntnis der amerikanischen Sprachen“, sagt Prichard, „den Missionaren, die von Zeit zu Zeit von den Königen von Spanien auf Veranlassung des Papstes ausgesendet wurden, um die Eingeborenen zum Christentum zu bekehren. Um sich in ihrem Beruf geschickt zu machen, gaben sich viele von ihnen unendliche Mühe, die Sprachen verschiedener Stämme zu lernen. Sie bezeichneten die Zahl der verschiedenen Sprachen der neuen Welt als eine sehr große. Abbé Gilli, der eine Geschichte von Orinoco geschrieben und Sprachproben aus verschiedenen Gegenden gesammelt hat sagt, dass, wenn man ein Verzeichnis aller Sprachen des Kontinents aufstellen wollte, man nicht bloß sehr viele, sondern unzählige finden würde. Abbé Clavigero versichert, dass er 35 verschiedene Idiome kenne, die

allein den Stämmen von Mexiko angehörten. Pater Kircher, ein berühmter Philologe seiner Zeit, der die in Rom 1676 versammelten Jesuiten darüber zu Rat zog, berichtet, dass die Missionare, welche in der neuen Welt gewesen waren, die Anzahl der Sprachen Südamerikas, von denen sie Kenntnis erlangten, auf 500 anslugten.

Aber Abbé Royo, der genaue Untersuchungen über die peruanische Sprache anstellte bei seinem dortigen Aufenthalt, behauptet, dass die ganze Bevölkerung von Amerika nicht weniger als 2.000 Sprachen besitzt. Der gelehrte Francisco Lopez, ein Eingeborener aus Südamerika, der ausgebreitete Kenntnis sowohl dieses als auch des nördlichen Kontinentes besaß, hielt es für keine unüberlegte Behauptung, dass die bedeutend verschiedenen (notabilmente diversi) Idiome des ganzen Landes sich auf nicht weniger als 1.500 beliefen.“

Eine so ungeheure Menge verschiedener Sprachen erschwert natürlich jeden Versuch zur Gruppierung der Völkerstämme nach ihrer inneren Verwandtschaft bis zur Unmöglichkeit, solange jene noch nicht in großem Umfang bekannt und erforscht sind. Gleichwohl hat die Untersuchung derselben schon jetzt zu dem sicheren Resultat geführt, dass jene Verschiedenheit sich nur auf die Wörter oder Wurzeln (das Lexikalische) der Sprachen erstreckt, während „die Physiognomie“, wie es A. v. Humboldt einmal nannte, der innere Mechanismus, der grammatische Bau sich bei ihnen als derselbe herausstellt, selbst wenn man die vollkommeneren unter ihnen mit den unvollkommensten vergleicht, zugleich aber von dem Bau aller übrigen bekannten Sprachen durchaus abweichend ist. Nach dem allgemeinen Urteil der Sprachforscher aber ist Gleichheit des grammatischen Baues verschiedener Idiome ein stärkeres Argument für ihre innere Verwandtschaft und gemeinsame Abstammung, als gänzliche Verschiedenheit der Wörter ein solches gegen dieselbe, sodass gerade dieses Verhältnis den wichtigsten Grund für die ursprüngliche Einheit der Bevölkerung von Amerika abgibt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Menge der wesentlich verschiedenen Sprachen in jenen älteren Nachrichten in hohem

Grad übertrieben ist und dass sie bei genauerer Kenntnis derselben eine große Einschränkung erleiden wird, wie ja auch die ungeheuren Dimensionen, die man früher manchen Stämmen der Eingeborenen von Südamerika, namentlich den Patagoniern zuschrieb, von ihrer Riesenhaftigkeit auf eine zwar immer noch bedeutende, aber doch massige Größe zusammengeschrumpft sind. Man darf den letzteren Punkt als vollständig erledigt betrachten durch d'Orbignys sorgfältige Untersuchung, so kann dagegen sein Urteil über die Sprachen keine unbedingte Autorität in Anspruch nehmen. Er hat sie für den größten Teil von Südamerika, den er bereiste, auf 39 reduzieren zu dürfen geglaubt, denn nur so viele verschiedene Indianerstämme in drei große Zweige verteilt glaubte er nach Ausschluss der hunderte von gleichbedeutenden Namen, die meist in ganz zufälligerweise gebildet wirklich unterschiedene Völker gar nicht bezeichneten, annehmen zu dürfen. Dagegen sticht es freilich stark ab, wenn Rivero und Tschudi nach genauen Untersuchungen behaupten, dass Südamerika 280 bis 340 Sprachen besitze, von denen wenigstens vier Fünftel radikal voneinander verschieden seien.

Jene merkwürdige und in Amerika eigentümliche Erscheinung einer großen Menge von Sprachen, die in ihren Wörtern durchaus verschieden sind, obwohl häufig auf einen nur kleinen Raum zusammengedrängt, konnte natürlich zunächst nur dazu anleiten, die Verwandtschaft der Völker, denen sie angehörten, für eine sehr entfernte zu halten, bis man in neuerer Zeit durch genaueres Studium teils in vielen für wesentlich verschieden gehaltenen Sprachen dieselben Wurzelwörter auffand, teils bestimmte Gründe entdeckte, aus welchen es sich erklärt, dass gerade in diesen Sprachen trotz ihrer inneren Verwandtschaft so große lexikalische Verschiedenheiten sich zeigen. Da manche dieser Gründe zugleich geeignet sind, einigermaßen eine Vorstellung von der Eigentümlichkeit der nach du Ponceau sogenannten polysynthetischen oder einverleibenden Sprachen zu geben, so wollen wir die hauptsächlichsten derselben (nach Prichard und Latham) hier wiedergeben.

Die amerikanischen Sprachen unterscheiden sich von allen üb-

rigen im Wesentlichsten dadurch, dass sie neue zusammengesetzte Wörter aus einer Anzahl von Fragmenten einfacher Wörter bilden und diese Zusammensetzungen, die den Sinn eines ganzen Satzes haben, werden von ihnen selbst wieder wie einzelne Wörter behandelt. Wenn ein Delaware-Weib, sagt du Ponceau, mit einem kleinen Hund oder einer Katze spielt, sagt sie oft zu dem Tiere: kuligatschis, d.h. „gib mir deine hübsche kleine Pfote“. Das Wort ist so zusammengesetzt: k ist Pronomen der zweiten Person, Abkürzung von ki, „du“ oder „dein“; uli ist ein Teil des Wortes wulit, hübsch, schön; gat, ein Teil des Wortes wichgat, Bein, Pfote; schis ist Deminutivendung. Heckewelder gibt in seiner Korrespondenz mit du Ponceau noch andere Beispiele zur Erläuterung: die Lenni Lenape (Delawares) drücken durch ein Wort und noch dazu kein sehr langes den Satz aus: „komm mit dem Kahn und setze uns über den Fluss.“ Das Wort ist „nadholineen“. Die erste Silbe nad ist abgeleitet von naten, holen; die zweite hol steht für amochol, Boot oder Kahn; ineen ist Verbalendung und bedeutet „uns“, wie in millineen, gib uns. Die einfachen Vorstellungen, welche durch diese Bruchstücke von Wörtern ausgedrückt werden, sind „holen — im Kahn — uns“, aber die gewöhnliche Bedeutung ist „komm mit dem Kahn und setze uns über den Fluss.“ Das so gebildete Zeitwort wird durch alle modi und tempora durchkonjugiert, die in der Delaware-Sprache sehr zahlreich und verwickelt sind. So ist nadholawall 3. Person Singular, indicat. praes. pass: „er wird über den Fluss mit dem Kahn geholt“. Schwerlich wird man dem Gedanken Prichards Raum geben dürfen, die Art der Abkürzung und Zusammenschiebung der Wörter für eine solche zu halten, die zum großen Teil in die Willkür des Sprechenden gestellt sei, weil sonst jede Möglichkeit des Verständnisses und alle Brauchbarkeit einer solchen Sprache aufhören würden. Mag man auch sonst ihm darin beistimmen, dass jenes Einverleibungssystem selbst und die oft so große Länge der Wörter ein wesentlicher Umstand ist, der die Menge und Verschiedenheit der amerikanischen Sprachen als minder wunderbar erscheinen lässt. Von noch größerer Bedeutung scheint indessen in dieser Rücksicht die Eigentümlichkeit derselben zu sein, dass

von ihnen selbst die gewöhnlichsten Dinge (wie Sonne, Mond, Tag, Nacht usf.) oft nicht durch eigene einfache Benennungen, sondern durch zusammengesetzte oder solche Wörter bezeichnet werden, welche eine auffallende Eigenschaft, Tätigkeit oder Ähnlichkeit derselben mit anderen bekannten Gegenständen ausdrücken. Was man aber auffallend findet, womit und wie man etwas mit einem anderen vergleicht, ist in hohem Grad subjektiv und zufällig, sodass, wenn dies der leitende Gesichtspunkt für die sprachliche Bezeichnung wird, natürlicherweise die Namensgebung in den meisten Fällen eine weit verschiedene sein wird.

Die amerikanischen Sprachen besitzen immer nur sehr wenige abstrakte Wörter, also z.B. keinen Ausdruck für „Baum“ oder selbst für „Eiche“, sondern nur mehrere verschiedene Wörter für die verschiedenen Arten von Eichen; keinen Ausdruck für „fischen“, sondern nur mehrere für die besonderen Arten des Fischens; ebenso nur besondere Wörter für dasselbe Tier je nach Alter, Geschlecht und Gestalt, kein allgemeines. Und in Südamerika gibt es sogar Sprachen, in denen viele Wörter ausschließlich den Männern, andere den Frauen zugehören. Dass solche spezielle Bezeichnungen selbst in nahe verwandten Sprachen miteinander nicht übereinstimmen, kann uns kaum wundern, obwohl man von allgemeinen Ausdrücken, wenn es solche gäbe, eine Übereinstimmung erwarten würde. Dass selbst die Zahlwörter in ihnen voneinander ganz abweichen, erklärt sich aus demselben Grund, denn während z.B. „zwei“ von einem Volk durch den Ausdruck von einem „Paar Hände“ bezeichnet wird, hat ein anderes ihn hergenommen von einem „Paar Füße oder Schuhe“. Eine so abstrakte Vorstellung wie das Zeitwort „sein“ ausdrückt, fehlt aber in den meisten dieser Sprachen gänzlich.

Als eine merkwürdige Eigentümlichkeit der Amerikaner ist ferner zu erwähnen, dass ihren Sprachen gewöhnlich mehrere Laute ganz fehlen, die wir nach der Analogie der unsrigen erwarten sollten. Mag zwar ein vollkommen genaues Entsprechen der Laute in Sprachen von wesentlich verschiedener Bildung überhaupt nicht leicht vorkommen (daher durch eine gleiche Schreibweise das Charakteristische derselben immer zum Teil verwischt

werden muss), so muss es doch befremden, dass die Sprache der Huronen (Lahontan, *Mém. de l'Amérique* II, 236 f.) nichts den Lippenbuchstaben b f m p analoges hat, dass der Quichua-Sprache (Peru) die Buchstaben b d f g x und fast allen südamerikanischen Sprachen das f fehlt. In den Sprachen der Südseeinsulaner fehlen dagegen außer auf den Fidschi- und den Schifferinseln die Zischlaute fast gänzlich.

Kasusendungen kommen selten vor oder fehlen völlig. Der Genitiv des Besitzes und Akkusativ des Objektes wird durch beigefügtes possessives oder persönliches Pronomen ausgedrückt, sodass „(des) Vaters“ lautet: „Vater sein“ (pater suus). „Ich schlage das Pferd“ lautet: „ich schlage ihn Pferd“. Statt eines Zeichens für den Plural wird ein Wort, welches „Anzahl“ oder „Menge“ bedeutet, hinzugesetzt: statt „die Väter“ sagt man: „Vater viele“. Geschlecht und Vergleichsgrade bleiben unbezeichnet.

Lebendige und leblose Wesen haben verschiedene Pluralzeichen, in einigen Sprachen gilt dasselbe auch für vernünftige und unvernünftige Geschöpfe. Gewisse Wörter, die gewöhnlich in Verbindung mit einem Pronomen vorkommen (wie Hand, Vater, Sohn und dergleichen, denn wir sprechen in der Regel nur von meiner, deiner, seiner Hand usf.), kommen für sich allein gar nicht in der Sprache vor und das betreffende Pronomen wird dann seinem Substantiv selbst einverleibt. Ebenso wird das Pronomen, welches das zu einem Zeitwort gehörige Objekt bezeichnet, dem Zeitwort einverleibt, sodass also z.B. der Satz „amant illas“ in ein Wort zusammengezogen wird. Sehr allgemein ist der Gebrauch zweier verschiedener Wörter für „wir“, je nachdem nämlich die angeredete Person darin ein oder davon ausgeschlossen gedacht wird, sodass das eine dieser Wörter bedeutet „ich + du“, das andere „ich + sie“¹.

Man sieht aus diesen Beispielen leicht, dass einerseits die Fähigkeit zur Abstraktion bei den Völkern, die diese Sprache reden,

¹ Doch wird der Gebrauch solcher Doppelformen von Prichard (V. p. 250 not.) auch als charakteristisch für die polynesischen Sprachen bezeichnet und kommt auch noch in anderen Sprachen vor.